REALITY CHECK

Interview mit Dieter Halbach:

Fehler beim Gemeinschaftsaufbau

Eine Gemeinschaft neu zu gründen klingt aufregend. Auch in dieser eurotopia-Ausgabe finden sich fast 50 Projekte, die von den Beteiligten selbst oder von uns in der Redaktion als „Gemeinschaft in Gründung“ eingestuft wurden. Leute, die schon länger in Gemeinschaften leben oder unterwegs sind, zeigen sich oft zurückhaltend, wenn neu gegründet wird. In einem Interview auf dem „Los Geht's“* sagte Mitorganisator Steffen Andreae (ehem. Kommune Niederkaufungen, jetzt Lossehof) sehr pointiert:

> Die Idee von Neugründungen… “Ich find ja nichts, was mir gefällt, 16 Gemeinschaften hab ich mir angekuckt, jetzt mach ich eine 17. und die wird genauso, wie ich will”. Die wird aber nicht so. Natürlich kann ich in Gründungspapieren und in ersten Gruppentreffen meine Ideen 1:1 einbringen, und wenn die Gruppe noch klein ist und ich selbst vielleicht noch etwas dominanter bin, dann sieht es auch erst mal so aus, als würde das genau so, wie ich es mir vorstelle. Aber so ist die Kommunerealität nicht. Kommunerealität heißt, Veränderungen – auch von dieser eigenen Vorstellung – zuzulassen, und wenn ich vier Jahre später meinen Gründungsprozess anschaue, (…) dann ist die Kommune nicht so (geworden), wie ich sie am Anfang wollte, und wenn ich dann noch ehrlich bin, könnte ich sogar sagen, ich hätte vor vier Jahren auch schon in die Gemeinschaft ABC gehen können, die ist nämlich so, wie meine jetzt geworden ist.

Foto: Michael Würfel

In eine ähnliche Richtung denkt Gemeinschaftsberater, Ökodorfgründer, Musiker und „OYA“-Redakteur Dieter Halbach. Er plädiert für einen sehr bewussten Prozess gerade in der Anfangsphase der Gemeinschaftsgründung. In seinem Papier „10 Todsünden – Fehler beim Gemeinschaftsaufbau“ formuliert er Probleme, die auch auf Gemeinschaften zutreffen könnten, die sich später im Buch vorstellen – umso spannender, findet Michael Würfel, der das Interview im August 2013 auf Dieters Balkon im Ökodorf Sieben Linden geführt und aufgezeichnet hat.

**Das “Los Geht's” wird vom KommuJa-Kommunenetzwerk in unregelmäßigen Abständen veranstaltet. Dort stellen sich Kommunen vor, die Mitglieder suchen. Der Film über das “Los Geht's 2009” mit dem zitierten Interview ist kostenlos auf der Seite www.losgehts.eu zu sehen.*

1. Privatbesitz

„Kein Gemeinschaftseigentum an Grund und Boden!“

DH: Ich habe Gemeinschaften kennen gelernt, die sich Gemeinschaft nennen, aber keinen gemeinsamen Besitz an Grund und Boden und an Gemeinschaftseinrichtungen hatten - an Wasser, Abwasser, Begegnungsräumen für die Gemeinschaft. Das bringt ungeheure Probleme mit sich, weil es in der Praxis bedeutet, dass Einzelne - meistens ist es dann ja ein Eigentümer - über die Gemeinschaft bestimmen können: wer darf einziehen, wer kriegt Wohnraum, wie soll das Dorf gestaltet werden. Der hört sich vielleicht, wenn er ein guter Mensch ist, an, was die anderen denken, aber ich habe schon erlebt, wie aus so einem „guten Menschen“ einer wird, der überfordert ist, der nur noch seinen Willen durchsetzt, der eben auch gefangen ist in dieser Ökonomie. Insofern ist das für mich die erste Voraussetzung, dass eine Gemeinschaft auf einem gemeinsamen Boden entstehen kann. Damit eben auch alle gemeinsam entscheiden, was sie überhaupt machen wollen. Das schließt Privatbesitz nicht aus, das kann jede Gemeinschaft regeln, wie sie will. Wir haben hier in Sieben Linden dieses sehr gute Model, auch rechtlich gesehen, dass die Häuser von Organisationen gebaut werden auf Land, das über Erbpachtverträge vergeben wurde – obwohl sie quasi privat von den Bewohner_innen gestaltet werden. Die leben darin als Mitglieder der Genossenschaft, der die Häuser gehören. Das heißt, unsere große Gemeinschaft bestimmt die Bedingungen: dass es ökologische Häuser sein sollen, wie viel überbaut werden soll an Boden usw. Im Erbpachtvertrag stehen diese Ziele, und trotzdem können die Menschen ihre Wohnung so gestalten oder ihre Unternehmen so führen wie sie das wollen, das ist die Balance zwischen Freiheit und Verbundenheit.

2. Strukturlosigkeit

Wenn es keine rechtliche und intern verbindliche Entscheidungsstruktur gibt.

Im Moment scheint die Genossenschaft die Struktur zu sein, die den Gemeinschaften am meisten entgegenkommt. Weil alle Mitbesitzer der Gemeinschaftseinrichtung sind und jeder eine Stimme hat, egal, wie viel Geld er oder sie eingebracht hat. Damit gibt es von vorneherein eine demokratische Basisorganisation.

Oft gibt es zu Beginn so eine Dynamik von „ach, wir sind doch alles Freunde, kauf du das Ding erst mal…“, oder verschiedene Leute kaufen Teile und so weiter… Damit gibt es dann keine wirkliche Struktur für die Gemeinschaft, sondern nur viele Eigeninteressen. Das funktioniert noch irgendwie, solange die Menschen einen gemeinsamen Glauben, einen gemeinsamen Spirit haben, aber meine Erfahrung ist eben: auf lange Sicht klappt das nicht.

Im Umkehrschluss heißt das auch, dass die Menschen am Anfang, wenn sie voller guten Willens sind, sich lieben, tolle Ziele gemeinsam haben, sich in dieser guten Zeit für die späteren Zeiten auf langfristig tragfähige Strukturen einigen sollten. Damit diese nicht aus einem Notfall und aus dem Geist schon bestehender Konflikte erschaffen werden.

„Strukturen“ bedeutet übrigens nicht nur eine rechtliche Struktur, sondern auch ein Bewusstsein darüber, wer in dieser Gruppe wo steht, wer als Verantwortlicher in einem

bestimmten Bereich anerkannt wird, weil er dort Kompetenzen hat oder wer sich die Verantwortung einfach nur genommen hat. Auch da gibt es eine innere Struktur, die eine Gemeinschaft sich geben muss, um darauf sozusagen sauber eine Entscheidungskultur aufzubauen.

M.W.: Viele Menschen haben das Ideal, dass eine gute Gemeinschaft das gar nicht braucht. Vernünftige Menschen verstehen sich von alleine, und wenn sie sich so schlecht verstehen, dass sie irgendwelche Regeln brauchen, kann das mit denen sowieso nicht klappen.

Das ist sicherlich ein verbreiteter Glaube. Aber jede Gemeinschaft macht Krisen durch und Leute gehen, die vielleicht entscheidende Positionen hatten und so weiter. Kleinere Gemeinschaften brauchen sicherlich weniger Struktur, ich würde aber trotzdem sagen, dass sie einen Verein brauchen, der ihnen den gemeinsamen Boden gibt. Es gibt tatsächlich so ein bisschen die Tendenz, einfach gemeinsam um einen Tisch herumzusitzen [und das als ausreichende Struktur zu erachten] - ich bin mir aber nicht sicher, ob das reicht. Denn in diesen „organischen" Strukturen sprechen halt die Lauten mehr, zum Beispiel. Das kann man vielleicht schon machen, 7 bis 12 Leute können vielleicht zusammen einen ständigen Prozess miteinander aufrechterhalten, familienähnlich, sobald das aber mehr Leute werden und weiterhin versucht wird, Familie zu sein, dann gibt es Überforderung. Man kann nicht mit so vielen Leuten an einem Tisch sitzen und gleichberechtigt sprechen. Es gibt dann auch so etwas wie einen Heimatverlust, Orientierungslosigkeit. Man sollte immer darauf gucken, dass eine größere Organisation entsteht, die dann wieder Untergruppen haben kann - seien es Berufsgruppen oder Nachbarschaften, kleinere Gemeinschaften oder Familien. Wenn man auf diese Ebene geht, dann wird es auch schon ein gesellschaftliches Projekt und dann braucht es eben auch klare Entscheidungsstrukturen und auch die Delegation. Denn natürlich kann eine Vollversammlung nicht jeden Tag von morgens bis abends tagen.

3. Zu viel Gemeinschaft

Fehlende Privatheit und individuelle Freiräume.

Wenn man außerhalb einer Gemeinschaft lebt und sich mit Gleichgesinnten trifft, dann hat man gar nicht so die Wahrnehmung der Differenzen untereinander. Man trifft sich ja auch meistens nur einmal die Woche, macht Urlaub zusammen oder so, man sieht sozusagen von dem ganzen Eisberg oben die Spitze, die im Licht steht [und mit der man sich gut versteht]. Und in der ersten Phase einer neuen Gemeinschaft erlebt man auch eine Gründungseuphorie – Scott Peck nennt das in seinem Werk „Gemeinschaftsbildung" die Phase der „Pseudogemeinschaft" (siehe Bibliografie).

Wenn man aber auf längere Sicht in Gemeinschaft lebt, dann ist es einerseits wichtig, dass man nicht die Gemeinschaft als Muttertier sieht, von dem man alles erwartet; es ist auch wichtig, seine eigenen Schattenseiten, seine eigenen Bedürfnisse zu kennen, und es ist paradoxerweise gerade in Gemeinschaft eine Voraussetzung, dass man sich gut um sich selbst kümmert. Wenn man das nämlich nicht tut, wenn man bei sich also relativ unbewusst ist und auch für seine eigenen Bedürfnisse wenig sorgt, dann geht man vielleicht morgens los, hat nicht für sich gesorgt, trifft lauter Leute und wundert sich, warum

man mit denen allen Konflikte hat… Auf längere Sicht differenziert sich eine Gemeinschaft eben und dafür braucht es einfach auch Räume, eine Kultur, die das Individuelle nicht bestraft á la „he du, das ist aber nicht gemeinschaftlich, wenn du was Individuelles machst!“, sondern die das als Teil der Gemeinschaftskultur sieht. Und das ist eben auch das Neue bei den heutigen Gemeinschaften. Zwar kannst du ideologisch und von der Anfangseuphorie her immer ein Bild von Gemeinschaft haben, das kollektiv ist, aber wir sind (zum Glück) keine kollektiven Menschen mehr, bei denen Gemeinschaft dadurch funktioniert, dass sich ihr alle anpassen. Denn dann kann sie wieder auseinanderbrechen und es gibt unterbewusste Strömungen und Konflikte. Das ist glücklicherweise vorbei. Was wir gerade lernen ist, als Individuen zusammen zu leben.

M.W.: Provokant gefragt: wären wir als Gemeinschaft Sieben Linden zum Beispiel nicht erfolgreicher, wenn wir hier einen Guru hätten und das Ego mehr loslassen, uns ins Kollektiv fallen lassen könnten?

Es ist klar, dass Gemeinschaften, die von vorneherein eine gemeinsame Ausrichtung haben, die durch einen „Guru“ oder eine Führungsgruppe symbolisiert oder personalisiert wird, über gewisse Zeiträume hinweg erfolgreicher sind. Weil es eben die Fokussierung gibt, die Kraft, die ohne weiteres Hin und Her in die eine vorgegebene Richtung geht. Nur sind diese Gemeinschaften auch anfälliger für Lügen, für abgespaltene Teile, die eben nicht Platz haben in dieser ach so tollen Einheit. Deswegen ist das moderne Motto ja auch „Einheit in der Vielfalt“. Das heißt, sich darin zu schulen - und das ist ein spiritueller Weg - im anderen das Göttliche oder das größere Potenzial und auch die Schatten zu sehen, dass all dies sein darf. Und das hast du natürlich nicht, wenn eine Gemeinschaft total auf freie Sexualität oder Friedensmeditation oder sonst was ausgerichtet ist, dann tun das alle, aber was machen sie mit den Anteilen ihrer selbst, die nicht da hineinpassen? Das ist eben dieses zerstörerische Potenzial, dass sich in Missbrauchsgeschichten o.ä. ausdrücken kann. Und dann ist die Gruppe natürlich auch abhängig von der Ideologie und der Führung, und ist erstens manipulierbar und bricht zweitens auseinander, sobald die Führung wackelt, sobald sie überführt wird, weil sie Mist gebaut hat, weg geht oder stirbt, und deswegen sind auch die großen erfolgreichen Gemeinschaften wie die von Osho oder Otto Mühl daran zerbrochen, das waren ja die größten Gemeinschaften, die es in Europa gab in den letzten Jahrzehnten.

Was wir gerade lernen ist, als Individuen zusammen zu leben.

4. Erwartungen

Hoher Idealismus und Erwartungen führen zu Enttäuschungen.

Die Ent-Täuschung ist ja eigentlich ein positiver Begriff, weil sie die Täuschung transformiert. Wenn einem solche Prozesse allerdings nicht bewusst sind… Insbesondere am Anfang ist es natürlich, dass man [in die Gemeinschaft oder die Idee davon] verliebt ist, aber auch genauso normal, dass sich das verwandelt. Es würde ja keine Beziehung entstehen, wenn man keine Verliebtheitsphase hätte, das ist eine wunderbare Energie. Das Bild mit den Verliebten finde ich ganz schön, denn auch in unserem privaten Leben lernen wir ja [hoffentlich], die Verliebtheit zu genießen, aber nicht zu denken, dass das schon die Liebe ist. Und nicht wegzugucken, wenn die ersten Störungen auftreten, sondern die dann auch zu lieben, also wirklich tatsächlich die Liebesenergie zu nutzen, um zu integrieren, um miteinander zu wachsen.

Deshalb würde ich jede Gemeinschaft einladen zu prüfen, welche Erwartungen eigentlich jeder hat, weil das oft kompensatorische Erwartungen sind. Die alleinerziehende Mutter wünscht sich, dass die Gemeinschaft sich um die Kinder kümmert; der Single, der schon lange keine Zärtlichkeit mehr erfahren hat, der wünscht sich in der Gemeinschaft freie Liebe und wundert sich vielleicht, das die Frauen dort das gar nicht wollen, oder Macht - du willst endlich deine Größe ausleben aber die Leute merken: „Da drückt einer sein Ding durch, das wollen wir nicht, da fassen wir kein Vertrauen“… So gibt es ganz viele kompensatorische Erwartungen, die sind okay, die hat wahrscheinlich jeder Mensch. Aber wichtig ist wohl, das in der Anfangsphase zu klären, wenn eben noch alles gut ist. Gemeinschaft ist ja vor allem ein Wachsen im Spiegel und in der Wahrnehmung der anderen.

Foto: Gemeinschaftsnetzwerk RIVE (Italien)

5. Die Gruppengröße

Zu kleine Gruppen zerbrechen an internen Konflikten, zu große an fehlender Verbundenheit.

Zu klein wäre für mich definitiv eine Gruppe, in der eine Familie oder ein Paar, vielleicht noch mit einem Freund, erklärt, Gemeinschaft werden zu wollen. Die haben dann oft schon einen Hof und wollen jetzt Gemeinschaft. Diese Mutter- und Vaterpersonen sozusagen, diese Gründerpersonen, die haben es erstens schwer loszulassen, was sie vorher alleine gedacht haben oder sogar besitzen, und zweitens ist es schwierig, in einer so kleinen Gruppe ein Projekt zu visionieren, das wirklich genügend Aspekte hat, um viele Menschen mit einzuladen. Aus meiner Erfahrung würde ich sagen: wenn man tatsächlich eine kleine Gemeinschaft gründen will, die sozusagen familienmäßig mit 7 bis 12 Personen funktioniert, dann muss die dringend eine ganz tiefe intime Einbindung in eine Region, in andere Netzwerke haben, wo auch die inneren Themen [aufgehoben sind, die innerhalb

der kleinen Gemeinschaft hochkommen]. Das kommt ja noch dazu, dass du dafür immer auch eine Begleitung brauchst, wenn diese Themen zu heiß werden oder so, dass du eben diesen Außenblick brauchst, oder dass du dich zurück ziehen kannst, dass du vielleicht in eine andere Gemeinschaft wechseln kannst. Dass diese kleinere Gemeinschaft in einer größeren eingebettet ist, das ist in meinen Augen überlebenswichtig.

Umgekehrt… Eine Gemeinschaft, die sozusagen schon ganz früh ohne einen inneren Kern ist… In einem Apfelkern ist ja auch schon der ganze Baum enthalten, das heißt, um eine große Gemeinschaft zu gründen brauchst du eine Gruppe, und ich würde sie tatsächlich so um die 7 Personen herum ansiedeln, die schon das Wachstumspotential in sich trägt. Nur dann kann das Wachstum auch eingeladen werden. Wenn du das nicht tust, sondern mit so einer Idee rausgehst, die dann meistens auch relativ abstrakt ist, und dann lädst du 50 Leute ein oder 100, mit Zeitungsanzeigen und allem Drum und Dran, dann sitzen die 50 oder 100 da und dann wirst du ein endloses Gelaber und schnell einzelne Fraktionen bekommen… Ein Konzept kann nicht die menschliche Kommunikation ersetzen, das ist, denke ich, eine ganz klare Erfahrung. Du kannst nach einer gewissen Zeit, wenn du stabilisiert bist mit so einer 7er-Gruppe, die dann vielleicht schon 20 potentielle Mitmacher hat, auch gerne 100 Leute einladen, wenn du denen Anhaltspunkte geben kannst, wie sie sich einbetten können, aber diese rein konzeptionellen Dinge, das ist Größenwahn und funktioniert nicht.

Ich bin auf jeden Fall ein Anhänger von großen Gemeinschaften, weil sie erst mal stabil sind. Sie müssen noch nicht mal so wahnsinnig besonders sein, sie haben einfach von ihrer Lebenspraxis her [ein gutes Fundament]. Das ist ein sich selbst organisierendes Netz, wo dann mal Leute kommen, andere gehen. Selbst, wenn sich nicht alle mögen, heißt das noch lange nicht, dass das Dorf ausstirbt oder die Leute alle weggehen. Es ist für mich aber auch eine offene Frage, wie man diese große Vielfalt nutzen kann, die wir jetzt in Sieben Linden haben oder auch im Lebensgarten Steyerberg, also in eher so heterogenen Projekten.

M.W.: Im Gegenzug – bei der Arbeit an diesem Buch habe ich ja öfters damit zu tun, dass sich zwei Leute als Gemeinschaft in Planung bezeichnen und unbedingt im Verzeichnis erscheinen wollen, obwohl ich aus Erfahrung weiß, dass da wahrscheinlich nichts draus wird, die gibt es dann bei der nächste Auflage schon nicht mehr.

Dem ist nichts hinzuzufügen. Erstens kann ich mich darin ausbilden, was es braucht, wenn ich eine Gemeinschaft gründen will, zweitens gibt es genügend Gemeinschaftssuchende, mit denen man sich einfach schon mal zusammensetzt, bevor man ins eurotopia Verzeichnis geht, um schon mal einen gemeinsamen Impuls herauszufinden.

Ein Gemeinschaftsprozess bedeutet oft auch, die eigene Lieblingsidee insoweit loszulassen, dass sie zu einer gemeinsamen Idee werden kann. Ich treffe auch immer wieder auf Weltverbesserer, die denken, wenn sie ein, zwei Ideen haben, könnten sie darauf eine Gemeinschaft gründen. Dem ist nicht so.

Zwei sind zu wenig. Foto: Michael Würfel (Sieben Linden)

6. Supervision

Oft fehlt professionelle Begleitung bei der Gemeinschaftsbildung.

Eine Gemeinschaft zu gründen ist ein unglaublich komplexes Unternehmen und wir sind dabei alle noch am Lernen. Es kann aber zum Glück auch Unterstützung geben, und gerade in der Anfangszeit, wo die ersten unscheinbaren Samen gelegt werden, da ist einfach unglaublich viel möglich. In dieser ersten Zeit entscheidet sich, ob eine Gemeinschaft sich erfolgreich gründen oder scheitern wird. Ob eben in diesen Samen die ganze Information enthalten ist, ob Vertrauen gewachsen ist, gerade zwischen den Gründern und so weiter - da ist das ein existenzieller Tipp: holt euch Leute von außen, aus anderen Gemeinschaften, die euch gerade am Anfang begleiten. Natürlich heißt es dann immer: „wir haben ja noch kein Geld“ und so - aber das ist der erste Schritt. Ohne Geld wird man auch keinen Standort aufbauen können. Da braucht es einfach mehr Bewusstsein. Diese Investition ist vielleicht die erste gemeinsame Entscheidung, die man zu treffen hat. Es geht ja um einen neuen Beruf: „Gemeinschaftsgründer“ ist nichts, was wir irgendwo gelernt haben.

7. Innere Arbeit

Fehlende individuelle und kollektive Räume für die inneren Themen und die Schattenarbeit.

Ich bin ganz froh, dass sich so in den letzten 10-20 Jahren das Bewusstsein ausgebreitet zu haben scheint, dass wir, wenn wir gemeinschaftliche Projekte aufbauen, eine innere Arbeit zu leisten haben. Das gilt natürlich genauso für politische Bewegungen und für soziale Projekte, dass wir Menschen sind und dass Menschen nur etwas kreieren können, wenn sie miteinander kommunizieren, und dass diese Kommunikation nicht einfach nur eine fachliche sein darf, sondern auch eine menschliche, wo es um Bedürfnisse, Gefühle, Wahrnehmung geht. Diese Ausbildung, von der ich gerade gesprochen habe, die Voraussetzung zur Gemeinschaftsgründung, das ist vor allem eine Wahrnehmungsschulung. Jeder Mensch war ja vorher mit seiner Biographie, seinem Beruf, seiner Familie wie in so einer Blase, und wenn die einzelnen Blasen der Menschen irgendwie zueinander kommen wollen, braucht es eine Öffnung. Es gilt, sich darin zu schulen, gemeinsam Entscheidungen zu treffen, aber auch nährende Beziehungen einzugehen. Es muss gelernt werden, Wahrheit so aussprechen zu können, dass sie nicht verletzt, sondern dass sie vom Gegenüber auch genommen werden kann. Diese Dinge, das ist innere Arbeit, das hat erst mal noch gar nichts mit Spiritualität oder Therapie zu tun. Es ist, wie ein neues Alphabet zu lernen. Da kann man auch ganz viel nehmen von Mediations-/Kommunikationswerkzeugen, von Familien- oder Organisationsaufstellung oder so. Da gibt es zum Glück eben ein ganz großes Feld, in dem man lernen kann, sich von diesen konzeptionellen idealistischen Gedanken nicht zu viel zu erwarten, denn die Theorie bringt es nicht. Gemeinschaft ist eben nicht etwas, wo man dann erlöst wird vom eigenen Ich. Vielmehr wächst das eigene Ich daran, und es geht darum, immer mehr auch seine eigenen Themen kennen zu lernen und sich nicht zu verstecken.

8. Die Isolation einer Gemeinschaft

Fehlende Einbindung ins Umfeld.

Im größeren, politischen Sinne bedeutet das, nicht von diesem alten Bild auszugehen, dass eine Gemeinschaft sozusagen in sich schon die Weltrevolution umsetzen kann. Sondern dass eine Gemeinschaft immer Teil einer Bewegung ist, in der die gesamte Gesellschaft sich in eine Richtung entwickelt. Ganz praktisch gesehen: früher haben wir immer von Überlebensinseln gesprochen. Aber es wird kein Überleben in irgendeiner Gemeinschaft geben, wenn der Klimawandel dazu führt, dass Wüsten entstehen. Dann wird eine Gemeinschaft vielleicht so ein bisschen an ihrem Boden was verändert haben können, dass der mehr Wasser halten kann oder so, aber sie werden dieselben Probleme und Armutsflüchtlinge haben, die vor den Grenzen stehen… Es gibt einfach keine Inseln. Auch Gemeinschaften leben, das ist eigentlich eine gute Nachricht, in Gesellschaft, wir können dazu beitragen, dass diese Gesellschaft sich immer mehr auch als Gemeinschaft sieht. Das ist vielleicht der originale Beitrag, den wir zu diesen ganzen politischen und sozialen Bewegungen dazugeben können.

9. Lernen

Von anderen Gemeinschaften lernen, nicht das Rad selbst neu erfinden.

Gerade das eurotopia-Verzeichnis und auch die Zeitschrift Oya, wir versuchen ja, den Gemeinschaftsgedanken gesellschaftlich zu denken. Daraus eine Bewegung zu machen und auch Gemeinschaftsimpulse in alle gesellschaftlichen Bereiche zu geben. Man trifft immer noch Leute, die gar nicht wussten, dass es Gemeinschaften gibt, die Gemeinschaftsbewegung braucht einfach noch mehr Öffentlichkeit, noch mehr Präsenz in politischen, spirituellen und sozialen Bewegungen und eben intern auch noch mehr Professionalisierung [damit sie auch anbieten kann, gemeinschaftliche Erfahrungen zu vermitteln]. Wir brauchen jetzt professionelle Begleiter, die dieses Wissen auch in die Gesellschaft hinein übersetzen können, wie zum Beispiel der Christian Felber mit seinem Gemeinwohlökonomie-Ansatz, das ist für mich einer der wenigen Politiker (er wird sich ja selber nicht als Politiker sehen), der eine politische Bewegung gründet, wo ganz spürbar ist, dass er ein Teil der Gemeinschaftsbewegung ist. Diese Menschen brauchen wir, die dann zum Beispiel auch in einem Unternehmen gemeinschaftliche Beratung machen können, auch in der Politik und so weiter. Das geht sowohl in die Richtung derjenigen, die immer noch denken, sie müssen alles neu erfinden und es geht in unsere Richtung, uns da weiter zu professionalisieren.

10. Die Vision

Sich nicht nur an Befindlichkeiten, sondern an einer gemeinsamen Aufgabe ausrichten.

Es gibt eine interessante Spannung zwischen einerseits Emotionen, die sich endlos in den inneren Befindlichkeiten drehen, die uns sozusagen in diesem Eintopf gefangen halten, und andererseits der Energie und Ausrichtung, die innere Arbeit bekommt, wenn ich sie nicht nur als eine private Befindlichkeit wahrnehme. Innere Arbeit, die über reine Emotionen hinausweist, hat also auch eine Verbindung zur Vision der Gemeinschaft. Dadurch wird sie Teil eines „geschichtlichen Wachstums- und Heilungsprozesses". Denn was wir in Gemeinschaften probieren, ob das jetzt im Kleinen oder im Großen ist, ist tatsächlich eine neue Kultur. Die Kultur dieser Gesellschaft, von der wir ein Teil sind, hat eine lange Geschichte, die auch in uns, in unseren Zellen verankert ist, und wenn wir jetzt aus unserer inneren Arbeit heraus eine neue Kultur aufbauen, dann braucht es auch Demut, eine gewisse Geschmeidigkeit und einen Erkenntniswillen. Es reicht nicht einfach zu sagen: „Ich und Du". Dieses „Ich und Du" braucht auch ein „Wir" und eine Perspektive für das „Wir". Diese Vision bedeutet tatsächlich, die intimsten inneren Themen einer Gemeinschaft und jedes Einzelnen in einem größeren Kontext zu sehen. Wenn man das tut, dann ist da auch eine Erkenntnislust, da kommt dann auch eine Freude daran auf, als Gemeinschaft Teil eines größeren Ganzen zu sein. Und das ist innere Arbeit auf einem höheren Level, die viel mit einer Bewusstseinsbildung zu tun hat, die auch politisch und geistig kommuniziert werden muss. Das kann einer Gemeinschaft eine sehr große Kraft geben, wenn so eine Vision eben nicht zum Schönreden und Zudecken von Konflikten und Schwächen oder der eigenen Kleinheit und Wursteligkeit missbraucht wird, sondern wenn sie ein innerer Wachstumsimpuls der Gemeinschaft ist.

Foto: Eva Stützel (Sommercamp Sieben Linden 2012)